

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 3.

Mittwoch, 5. Januar

1927.

Die Jagd nach der Braut.

(Schluß.)

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

(Nachdruck verboten.)

Von Alfred Schirokauer.

„Ja — ja“, ächzte der glückliche Bräutigam. Hilflos blickte Florence sich im Zimmer um. Jetzt erst gewahrte sie Elinor.

„Da ist ja — da ist ja dieses Weib!“ schrie sie auf. „Jawohl, wenn Sie nichts dagegen haben“, sagte Elinor mit ihrer jäh aufgelebten alten Redheit, ich, in Person.“

„Was will die hier?“ fragte Florence verächtlich.

Robert würgte vergeblich nach Worten.

Doch Elinor würgte nicht. Sie war um Worte selten verlegen.

„Das werden Sie sofort erfahren“ erklärte sie schnippisch. „Schneller als Ihnen vielleicht lieb ist. Sag' ihr doch, Bobby, daß ich deine Braut bin.“

Ein dreifacher Schrei gellte empor. Robert Broof war an diesem Trio unbeteiligt. Ihm versagte der Odem.

Billy faßte sich berufsmäßig zuerst.

„Lassen Sie endlich Ihre Frechheiten. Die Zeit Ihrer Redheit ist vorbei. Jetzt heißt es küssen und küssen.“

„So eine unverhämmerte Person!“ ließ sich jetzt auch Florence vernehmen. „Wie kommt die bloß zu dieser Befessenheit?! Mein Bobby — ihr Bobby! Sowas! Mein guter, einziger Bobby!“ Sie faßte verliebt Bobs Hand und streichelte sie zärtlich.

Das sehen und Roberts andere Hand nehmen und streicheln, war das Werk einer Sekunde. Sie konnte unglaublich rasch handeln, die kleine Elinor.

Katlos, zerpeinigt, zermartert, stand Bobby zwischen den beiden Dubarrys.

„Lassen Sie meinen Schwiegersohn sofort los!“ wetterte Jeremia.

„Lassen Sie ihn los!“, echote die Tochter.

„Lassen Sie ihn doch los!“ forderte Elinor. Mir gehört er. Mein ist er. Sag's ihr doch endlich, Bobby!“

Er hätte jetzt etwas gesagt, etwas Aufklärendes, Erleuchtendes. Doch er kam nicht dazu.

Denn plötzlich riß Florence ihn an dem Arm, beständig greifend zu sich hinüber.

„Mein Bräutigam ist er“, erklärte sie diktatorisch.

„Nein, meiner!“ widerrief Elinor und riß Bob am Arm auf ihre Seite.

„Nein, meiner!“

Wieder zog ihn Florence zu sich hinüber.

So ging es eine Weile hin und her. Die Weiber wurden hitzig, wild, eigentümlich. Sie beteuerten ihre Rechte und zerrten den armen widerstandslosen Jungen zwischen sich hinüber und herüber, bis sie beide in ein unbändiges Gelächter ausbrachen.

Ein sie erschütterndes, loses, sprudelndes Gelächter war es. Es steckte an. Denn mit einem Male lachten auch die beiden Männer, daß ihnen das Wasser aus den Augen sprang und der Alte sich stöhnend die Flanken halten mußte.

In diesem Freudengeläute stand — zum letzten Male starr und versteinert — Robert Broof.

XXV.

Dann kam die Aufklärung. Langsam, allmählich, denn alle vier sprachen und lachten durcheinander, erzählte Bob, daß er das Opfer eines übermütigen tollen Streiches geworden war. Er konnte es kaum glauben. Aber — er mußte daran glauben.

Urheberin dieses listigen Planes war Elinors Humor und Übermut gewesen.

Die Enthüllungen begannen mit der Enttarnung einer Kindesunterscheidung. Es stellte sich heraus, daß Florence nicht das Kind des alten Jeremia war! Nein, sie war von ihm nur zum Zwecke dieser Komödie adoptiert worden. Ronalds eheliche Leibeserbin war — Elinor. In Wahrheit hieß diese unternehmende Dame Elinor-Florence Ronald.

So viel erfaßte Bobby schon nach einer Viertelstunde.

„Ja — aber — ja aber??!“ stotterte er.

„Der Grund dieses Spieles?“ rief Elinor-Florence Ronald, endlich siegreich aus dem Babel der erklärenden Stimmen auftauchend. „Begreifst du ihn noch nicht, mein armer, geliebter Junge?“

Der arme, wenn auch geliebte Junge schüttelte den gehegten, blonden Kopf.

„Sieh mal, Bobby, ich kannte dein Bild. Es gefiel mir sehr gut. Aber dich kannte ich doch nicht. Dich als Menschen. Und nun kam dein Brief. Und Vater drängte mich zur Ehe mit dir. Ich sollte dich auf seine Garantie für deinen guten Charakter hin nehmen. Konnte ich das?“

„Sie konnte es“, fiel Jeremia schmunzelnd ein. „Aber, mein Sohn, du kennst ja nun ihren Dickkopf. Jetzt magst du mit ihr fertig werden. Ich trete ihn dir ab.“

„Laß mich sprechen, Daddy. Sonst wird er nie aus unserem Gerede klug. Denk dich in meine Lage, Bobby. Ich hatte immer schon solche Angst, ich könnte einmal wegen Daddys Geld geheiratet werden. Und das wollte ich um keinen Preis der Welt.“

Robert errötete.

Tröstend fuhr Elinor-Florence fort: „Du brauchst nicht rot zu werden, Bobby. Du nicht. Denn du hast die Probe glänzend bestanden. Sogar als verrückte Verbrecherin wolltest du mich heiraten.“

Sie gab ihm rasch einen herzhaften Kuß und flüsterte: „Du guter, Lieber“, und erzählte weiter: „Ich wollte dich also auf die Probe stellen. Dich bis ins Mark hinein kennen lernen. Dich prüfen — und mich auch.“

„Ich beginne zu verstehen“, hauchte Bob.

„Ne hätte ich Daddy für meinen Plan gewonnen, wenn er nicht wie alle Menschen eine schwache Seite hätte.“

„Ja?!“ protestierte Jeremia.

„Eine einzige schwache, Daddy. Im übrigen bist du stark genug.“ Sie zeichnete seinen Umfang in die Luft.

„Du — du“, drohte er lachend.

„Weißt du, Bob, Daddy schwärmt nämlich für

Theater. Er hat nicht nur den Bau eines Schauspielhauses in Greenville zustande gebracht — ich sag dir, das war allerhand Arbeit bei den Kaffern dort —

„Elinor-Florence, sprich nicht so despektierlich von deiner Vaterstadt!“

„Hast du vergessen, welchen Ärger du mit ihnen hattest? Es sind Kaffern! Ich stehe zu meinem Wort! Und wie das Theater nun fertig war, hatten wir keine Darsteller. Nach Greenville war einfach niemand zu locken. Denn die guten Spieler hatten zwar auf vieles Drängen Daddys für den Bau in den Sattel gegriffen, für den Unterhalt des Theaters aber wollten sie nichts mehr hergeben. Sind das nun Kaffern oder nicht?“

Bobby wußte wenig über die Theaterfreudigkeit dieses afrikanischen Volksstammes, konnte daher keine Meinung vertreten. Sie wurde auch nicht erwartet. Denn ohne seine Äußerung abzuwarten, sprach Elinor-Florence weiter.

„Sollte der Bau nicht leerstehen, oder, wie von einer Seite beantragt wurde, als Baumwollspeicher seine Tage beenden, mußten wir, das heißt Daddy, ich und einige andere theaterbegeisterte Familien, die Schauspieler stellen. Ich sage dir, Bobby, wir haben herrliche Sachen herausgebracht! Von Shakespeare bis Shaw, von Galsworthy bis Conan Doyle. Alles. Daddy war Direktor und Oberregisseur. Er hat sogar auch mal den Lear gespielt.“

„Und gar nicht schlecht“, fiel Billy Hoot ein.

„Nu-nu“, murmelte Jeremia in durchaus nicht bestreitender Bescheidenheit.

„Und wie nun dein Brief kam und ich dich auf die Probe stellen wollte und meinen frechen Plan auskugelte, wollte Daddy zuerst durchaus nichts davon wissen. Aber als ich ihm vorstellte, welche ungeahnten schauspielerischen Möglichkeiten sich für alle Mitwirkenden bieten würden —“

Hier griff Jeremia ein.

„Du mußt verstehen, mein Sohn, daß diese kleine Krabbe mich bei meinem Mimenehrgeiz packte. Sie behauptete, ich fürchte meine Unzulänglichkeit. Ich! Ich hätte Kampenfieber vor meiner Rolle. Ich — Kampenfieber! Ich bangte vor der Blamage. Ich würde mich in den ersten Minuten verraten. Du würdest sofort unsere Komödie durchschauen.“

„Nichts habe ich gemerkt“, gestand Robert noch immer sehr bleich.

„Also kurz und gut, ich gab nach. Es war eine zu lodende Aufgabe. Dieses Spiel im Leben. Es war wie eine Generalprobe auf unser Können. Verzeih, mein Junge. Es war vielleicht doch unrecht.“

„Nein“, wehrte Elinor-Florence, „denn ohne diese Talentprobe hätte ich nie erfahren, welcher Prachtkerl mein Bobby ist.“

„Ja — ja — aber“, stammelte Robert witzig, ich begreife trotzdem noch nicht alles. Dann war die Entführung also keine Entführung?“

„Natürlich nicht“, lachte die Entführte. „Ich verließ das Haus gemächlich durch die Tür. Billy zertrat den Rasen und kletterte einmal am Spalier hoch und —“

„Aber das Häuschen in der East 135ten Straße?“ rief Bob.

„Das alte Schauspielerepaar hat für das Ehrenhonorar von 100 Dollar gern die kleine Rolle übernommen“, belehrte Elinor-Florence.

„Und das leere Haus in Brooklyn?“

„Haben wir für einen Tag gemietet. Ganz ohne Requisiten kann man ein großes Stück natürlich nicht spielen, mein guter Bob.“

„Und Juana warst natürlich du?“

„Natürlich. Hat dir mein Gesang gefallen?“

„Sehr. Und die haben dich einfach auftreten lassen?“

„Nachdem ich ihnen vorgesungen hatte, mit Ruhm. Sie wollten mich ernsthaft auf einen Monat verpflichten. Vielleicht tue ich es auch noch — wenn mein Herr und Gebieter es gestattet.“

„Aber der Insizient sagte doch, du trätest seit dem Ersten auf!“

„Er war für diese kleine Charge engagiert.“

„Ich verstehe doch noch nicht alles. Ihr konntet doch nicht vorher wissen, wie ich handeln würde.“

„Wir waren auf viele Möglichkeiten vorbereitet. Auch hatten wir oft heimliche Regieübungen, die den weiteren Verlauf der Tragikomödie bestimmten. Wünschst du sonst noch irgendeine Aufklärung?“

„Nein“, entgegnete Bob, noch immer etwas fahl im Tone, „der Maskenball war, wie ich sehe, ein gewöhnlicher Maskenball.“

„Für dich freilich etwas ungewöhnlich“, lächelte Elinor-Florence.

„Die Fässer und das Brett waren Requisiten, die ich besorgt hatte“, ergänzte Billy.

„Vor allem eins, mein Sohn“, fragte Jeremia eifrig, „wie haben wir gespielt? Aber, bitte, ohne jede Schmeichelei. Wir sind gewohnt, den strengsten Maßstab an unsere Leistungen zu legen.“

„Ich kann allen Mitwirkenden nur mein Kompliment machen“, gestand Robert ein wenig sauerlich.

Jetzt war der alte Ronald ganz Begeisterung.

„Ich sage dir, mein Sohn, da waren Szenen, die gespielt sein wollten. Du konntest das nicht so erkennen. Schade. Eigentlich sollten wir das ganze Stück noch einmal durchgehen. Dann würdest du auch viel mehr Genuß daran haben.“

Bob bezweifelte.

„Denn nur an die Szene, als ich der Entführerin meines Kindes zum ersten Male gegenüberstand. Sapperlot, das wollte hingelegt sein.“

„Und Elinor-Florence hatte die Freiheit, immer „Daddy“ zu Herrn Ronald zu sagen!“ lachte Billy.

„Das war natürlich nicht vorgesehen.“

„Und daß ich sie an ihr liebes Väterchen erinnere.“

„Gott“, meinte Elinor-Florence, „etwas improvisiert jeder gute Schauspieler.“

„Im Grunde muß ich doch sagen —“ diese kleine Anklage konnte Bob trotz seines Glückes nicht unterdrücken — „ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß ich als eine etwas lächerliche Figur vor euch stehe.“

„Das tußt du nicht!“ widersprach Elinor-Florence herzlich.

„Geht mal bitte alle hinaus. Wir kommen gleich nach. Ich muß mit Bob sprechen.“

Gehorsam folgten sie dem Gebot.

Als sie allein mit dem Liebsten war, nahm sie seine Hand und sagte:

„Mein geliebter Junge, als du vorhin so gut und ehrlich mit mir sprachst, bereute ich meinen Plan. Ich habe ehrlich über meine Arglist und über dich geweint, vor Freude und Rührung. Und darum bereue ich im Grunde doch nicht. Nie hätte ich sonst so tief und klar in dich hineingesehen. Für diese Offenbarung deines innersten Wesens danke ich dir.“

Sie sprach so ergriffen, daß er bewegt und dankbar ihre Hände nahm und küßte.

„Und dann, Bob, ohne dieses Spiel hättest du vielleicht doch nie erfahren, daß du lieben kannst.“

Da zog er sie in die Arme.

Sie küßten sich lange.

„Aber“, rief sie dann in alter Munterkeit, „daß du diese neue Wissenschaft nie an anderen erprobst, hörst du!“

„Nie!“

„Schwöre es!“

„Ich schwöre.“

„Besiegle es durch einen Kuß.“

„Erpresserin!“

Doch er besiegelte, besiegelte sehr.

„Aber“, fuhr er plötzlich auf, „wer ist denn diese sogenannte Florence?“

„Meine beste Freundin.“

„Und Bill Hoot?“

„Kein Polizeimensch, und ihr Mann.“

„Ihr Mann?“

„Um ein Haar hättest du Bigamie begangen, du Wüstling!“

— E n d e . —

Die heiligen drei Könige.

Sie wurden, Gott zu suchen, nimmer müd,
Bis sie als Kind ihn in der Krippe fanden,
Vom Sterne der Verheißung überglüht,
Der sie herbeigeführt aus fernem Landen.

Uns ist kein Stern von Bethlehem mehr hold,
Wir heb'n vereinsamt mit leeren Händen,
Und keiner mehr hat Morphe, Rauch und Gold,
Um es vertrauend einem Kind zu spenden.

Dr. Eugen Roth.

Literarisches.

Von Hans Joachim Toll.

Der Schläger.

Der Dichter und der Musiker hatten einen allerliebsten kleinen Schwips.

O bitte! Runzelt nicht ablehnend die Stirn und denkt nicht: Nettes Gedichtchen, das, die so beginnt! Wenn ich euch erzähle, aus welchem Grund sich die beiden den niedlichen Spitz geholt hatten, so werdet ihr — das hoffe ich zuversichtlich, — eure moralischen Bedenken zurückstellen und eure Stirn wieder glatt ziehen.

Ihr wißt: Wer jung ist, hat das Recht, unerfahren, und die Pflicht, ehrgeizig zu sein. Nun gut! Die Freunde vereinten beides in dem Wunsch, berühmt zu werden. Natürlich waren sie nicht so vermessend, auch nur daran zu denken, die Abreißkalender des 21. Jahrhunderts würden ihre Geburts- und Sterbetage angeben. Aber sie wollten doch, daß die Lebenden von ihnen als eines Lyrikers von vielen Graden und eines Komponisten von Rang sprächen. Daß schwärmerische Jünglinge ihrer Liebsten des Dichters Verse aufklüfferten. In einer Jasminlaube beim Mondenschein. . . Und daß die Violinsoli des Musikers schönen Frauen Tränen der Sehnsucht entlockten.

An jenem Tage, als sie den kleinen Schwips hatten, da hatten sie den ersten Meilenstein auf dem Weg zur Berühmtheit hinter sich gebracht. Ihre Verleger hatten ihnen geschrieben, daß sie die eingereichte Gedichtsammlung und das Opus Nr. 1 zum Druck angenommen hätten. Ich meine, das war Grund genug, sich dem Genuß einiger Alkoholika hinzugeben. Und die beiden meinten das auch. Gewiß, das Sonorax war nicht eben hoch, aber sie hatten ja schon die zweite Gedichtsammlung und Opus 2 und 3 in Arbeit. O, ihnen war nicht bange!

In ihrer frühlichen Beschwinntheit nun geschah es, daß der Dichter ein kleines Gedichtchen schrieb. „Gott nein, es war nicht eigentlich ein Gedichtchen! Es war mehr so ein anspruchsloses Liedchen. Mit einem Rehrreim, wißt ihr, und ein ganz klein wenig zweideutig. Der Musiker komponierte eine Melodie dazu. Das heißt: Melodie ist etwas übertrieben. Es war mehr Rhythmus und nicht übermäßig originell. Sie schämten sich dann auch, als sie am nächsten Morgen mit Kateraugen das Notenblatt betrachteten, und verschlossen es im geheimen Fach. Dann setzte der Dichter sich an den Schreibtisch, der immer wackelte, weil der eine fehlende Fuß durch eine leere Zigarrenschachtel ersetzt war, und dichtete, und der Musiker ließ sich an dem ewig verstimmten Klavier nieder und komponierte. Und beide warteten, warteten auf Ruhm und Erfolg.

Aber die kamen nicht. Ja, es muß gesagt werden, daß, als einige Zeit später die Freunde die neuen Kinder ihrer Muse den Verlegern brachten, diese mit beiden Händen abwehrten. Nein, nein, das erste schon wäre ein schlechtes Gedicht gewesen — ein sehr schlechtes! Und ein zweitesmal wollten sie es nicht riskieren, die Herren Verleger. Gott, wer läse denn heute noch Gedichte? Wer spielte noch Capricciotti, Scherzi und Tarantellen? Wer denn in aller Welt?! Schläger — das wäre ein Geschäft, die würden gesungen, gespielt und gekauft.

Es ist meine Art sonst nicht, anderen Leuten in die Rocktöpfe zu gucken, aber hier muß ich euch doch erzählen, daß die beiden Freunde leerer und leerer wurden, denn das erste Sonorax — ich weiß auch nicht, wo es geblieben war. Jedenfalls war nichts mehr davon übrig. So kam es, daß sie eines Tages aus dem verschwiegene Fach das Nachwerk ihres Schwipses hervorholten und einsandten. Sie taten es nicht gern, wollten sie doch als erste Künstler gewertet werden.

Aber es brachte viel Geld, das ein ganz klein wenig zweideutige Liedchen mit dem nicht übermäßig originellen Rhythmus. Es wurde der Schläger der Saison. Tanzorchester spielten, Drehorgeln leierten es. Jünglinge mit fabelhaften Frisuren piffen, Damen mit sehr kurzen Haaren

und noch kürzeren Röcken trällerten es. Grammophon quälten es, und der Rundfunk furrte es.

Wenn sich auch der Dichter einen Schreibtisch mit vier Füßen kaufen konnte, wenn sich auch der Musiker einen Stubstügel anschaffen durfte — so reiflos glücklich waren sie doch nicht. Sie waren nun bekannt geworden, aber auf andere Art, als sie gewünscht hatten. Nicht durch ihre zärtlichen Verse waren sie es geworden, nicht durch ihre rauschenden Melodien, sondern durch einen Schläger, den man morgen mit ihnen vergessen hatte.

Sie wurden alt und sahen ein, daß sie bei Literatur und Musik längst verhungert wären, hätten sie nicht das Talent gehabt, ein ganz klein wenig zweideutige Liedchen zu verfassen und den Rhythmus zu schreiben, der dazu gehört. Sie wurden alt, hingen Ehrgeiz, Musik und Literatur an den Nagel und machten nur noch in Schlägern und Rhythmus. Was wollt ihr? Ihr wißt: Wer alt ist, hat das Recht, resigniert, und die Pflicht, erfahren zu sein.

Die Muse.

Der Dichter war sehr unglücklich. Seine Muse hatte ihn verlassen. Yvonne hatte sie geheißten und war süßhaft schön gewesen. Und der Dichter hatte sie so geliebt! Zu 128 Gedichten hatte seine Liebe ihn begeistert. Herrliche, köstliche Reime, die einen Maroquinlederband von — sagen wir: 200 Seiten füllten.

Aber Yvonne heiratete einen Wurstfabrikanten, der zwar keine Gedichte, aber dafür eine prima Zervelatwurst machte. Und dessen Bankkonto dementsprechend solide war. Da starb des Dichters Liebe, und er wurde sehr unglücklich. Nun konnte er nicht den einfachsten Reim mehr finden und nicht den kleinsten Vers mehr dichten, denn nur, wenn er liebte, wurde er zum Dichter. Es war sehr traurig.

Der arme Dichter ging in die weite Welt, eine Frau zu suchen, die er lieben konnte und die ihm Muse sein sollte. Er eilte von Schönheitskonkurrenz zu Schönheitskonkurrenz. Aber ach! es war alles vergeblich. O, es war nicht leicht, nach der süßhaft schönen Yvonne eine andere zu lieben! Aber er mußte doch eine Muse haben! Ein Dichter ohne Muse ist wie ein Kind ohne Schutengel.

Da lächelte ihn eines Tages eine Frau an. Um genau zu sein, muß ich euch indessen sagen, daß es nur ein Frauenkopf war. Noch genauer: Die Photographie eines Frauenkopfes. Auf dem Titelblatt der mondänsten Zeitschrift des Kontinents war sie zu sehen. Man muß es zugeben: Es war eine schöne Frau, die da aus dem Papier herauslächelte. Die weiche Rundung des Kinns, die sarte, feine Nase, die langen, feidigen Wimpern, der träumerische Blick der dunklen Augen — ach, was war Yvonne daneben?

Des Dichters Herz tanzte einen Gardas, das Blut jagte ihm durch die Pulse, er lächelte selig — und der geübte Leser weiß: Er liebte. Als bald flossen ihm wieder sehnsuchts-erfüllte Reime aus der Füllfeder. Fünf formvollendete Gedichte schrieb er. Aber es betäubte ihn tief, daß er den Namen seiner neuen Muse nicht kannte. Der war nämlich nicht angegeben. Nur daß der Hut, den der entzückend schöne Frauenkopf trug, ein Werk der Firma Chap-Gaux, Paris, war, konnte man unter dem Bild lesen.

„Imogen wird sie heißen“, dachte der Dichter, „Imogen paßt zu dem weichen Schmelz der Wangen. Imogen — das klingt weich und lind, wie meine Muse selbst ist.“ Und — ich erzähle es schon! — fünf Gedichte schrieb er an Imogen. Ohne zu stocken, ohne mit der Wimper zu zucken. Denn er liebte sie sehr, die schöne Imogen.

Als er jedoch des nächsten Tages verklärten Blicks das Bild betrachtete, schien es ihm, als mühte die holdselige Frau Sibil heißen. Sibil — darin lag etwas, was an die feingeschwungenen Linien ihres Mundes erinnerte. Und er schrieb fünf traumverlorene Gedichte. In ihnen jauchzte seine leidenschaftliche Liebe zu Sibil.

Am dritten Tage nannte er die schöne Unbekannte Marfa, denn nur so könnte sie heißen, glaubte er. Marfa — darin lebte die dunkle Melancholie ihrer Augen. Und er schrieb fünf Gedichte, in denen die Sehnsucht nach Marfa glühte.

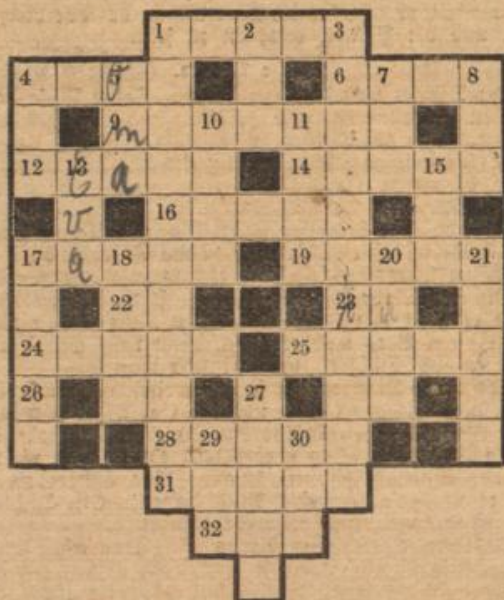
So ging es drei Wochen. Jeden Tag gab er der Frau mit dem Hut von Chap-Gaux, Paris, einen anderen Namen, jeden Tag schrieb er fünf Gedichte. Bis es 105 waren. Da ging er zu seinem Verleger, nahm erklärenden Vorschub und fuhr stehenden Fußes nach Paris. Die Sehnsucht nach seiner neuen Muse war überlebensgroß geworden. Er wollte sie sprechen, sie mit sich nehmen, und immer sollte sie als seine Muse bei ihm bleiben.

Klopfenden Herzens betrat er den Laden von Chap-Gaux. Eine Dame nahte, ein gewinnendes Lächeln um die geschminkten Lippen: Madame Chap! Der Dichter sog die mondänste Zeitschrift des Kontinents aus der Tasche, zeigte auf das Titelbild und bat um den Namen der Dame, die die Ehre hatte, mit einem Hut der Firma Chap-Gaux, Paris,

photographiert zu werden. Mme. Chap beeilte sich, nicht mehr gewinnend, sondern ausgesprochen blöde zu lächeln. Aber Monsieur, der Name dieser Dame?! Aber das ist keine Dame, sie hat keinen Namen. Es ist eine Wachsbüste, geliefert von Wax and Stearin in London. Sie hat die Fabriknummer 1085a."

Als der Dichter wieder zu sich kam, tat er einen lästlichen Fluch und verließ dann das vornehme Etablissement der Mme. Chap als ein zermürbter, gebrochener Mann. Nie wieder hat er geliebt und deshalb auch nie wieder ein Gedicht geschrieben. Er wurde Philosoph und verfasste das grundlegende Werk „Über das Unzuverlässige im Charakter der Frau."

Kreuzwort-Rätsel



Senkrecht: 1. Stadt an der Havel. 2. Fürwort. 3. Stadt an der Donau. 4. Fisch. 5. Anderer Name für Großmutter. 7. Englischer Name für Joseph. 8. Teil der Tafeldecke. 10. Tropische Getreidenpflanze. 11. Schulkasse. 18. Mädchenname. 15. Landesteil. 17. Sperlingsvogel. 18. Verbrecher. 20. Körperliches Gebrechen (Eigenschaftswort). 21. Märchenfigur. 26. Fürwort. 27. Himmelsrichtung. 29. Göttin. 30. Getränk. — Wagerecht: 1. Grundaß einer Potenz. 4. Griechischer Gott. 6. Monat der Juden. 9. Bunter Anzugstoff. 12. Tropische Schlingpflanze. 14. Griechischer Buchstabe. 16. Jagdgöttin. 17. Gott der Unterwelt. 19. Knabenname. 22. Präposition. 23. Ruf des Eisels. 24. Fühlbare Strafe. 25. Kojatenpelz. 28. Überbleibsel von zerschnittenen Stoffen. 31. Altgermanischer Volksstamm. 32. Gewässer.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 303: „Man muß so lange kriechen, bis man gehen lernt!“ — 1. Monarch. 2. Asazie. 3. Koppfen. 4. Mastkorb. 5. Uri. 6. Samos. 7. Zentrum. 8. Senta. 9. Orion. 10. Regierung. 11. Anemone. 12. Noab. 13. Goethe. 14. Emden. 15. Kartoffel. 16. Kafeite. 17. Har. 18. Eichhörchen. 19. Covercoat.

Hygiene und Heilkunde

Die deutschen Fachärzte. Eine Statistik der Fachärzte Deutschlands im Jahre 1926, die in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ mitgeteilt wurde, zeigt, daß von den mehr als 44 000 Ärzten rund 14 000 Ärzte Fachärzte sind, also auf die Gesamtzahl 32 Prozent Spezialisten kommen. 5 Prozent aller Ärzte sind Dermatologen und Urologen, nämlich 2428. Ein solcher Spezialist kommt auf 26 000 Einwohner. Die 1688 Internisten und 1661 Nervenärzte und Psychiatern machen je 3,7 Prozent der gesamten Ärzteschaft aus. Chirurgen gibt es 1536, Frauenärzte 1479, Ohren-, Nasen- und Halsärzte 1338, Augenärzte 1185, Kinderärzte 975, Chirurgen und Frauenärzte 570, Lungenerkrankte 409, Orthopäden 312, Magenärzte 239. Die Fachärzte konzentrieren sich fast durchweg auf die Groß- und Mittelsstädte; nur Nervenärzte, Augenärzte und Orthopäden gibt es auch in größerer Anzahl auf dem Lande, was hauptsächlich daraus zu erklären ist, daß diese Gruppen besonders zahlreich in nicht in den größeren Städten gelegenen Heilanstalten vertreten sind.

Frauen-Zeitung

Die Frau im heutigen russischen Leben. Die Frau ist im heutigen Rußland dem Mann vollkommen gleichberechtigt, besitzt vom 18. Lebensjahr an das aktive und passive Wahlrecht und kann alle Ämter und Posten bekleiden, die im Sowjetstaate zu vergeben sind. Nach einer Zusammenstellung der „Umschau“ betrug die Zahl der Frauen, die im Jahre 1925/26 in den städtischen Sowjets tätig waren, 25,3 Prozent, in den Land Sowjets 10 Prozent. Die Frau erhält bei gleicher Arbeitsleistung ein gleich hohes Gehalt wie der Mann. In den Fabriken und Betrieben ist ein bestimmter Teil der zur Verfügung stehenden Arbeitsplätze für die Frauen reserviert, damit sie nicht durch Männer verdrängt werden können. Der Schutz der Frauen und Jugendlichen bei der Arbeit ist sehr ausgebildet. Um die richtige Verwendung der weiblichen Arbeitskräfte in der Industrie zu sichern, ist vom Volkswirtschaftsrat für Arbeitswesen eine Sonderkommission eingesetzt worden, die die Bedingungen der Frauenarbeit untersucht. 1926 waren 28,4 Prozent aller Arbeiter in den industriellen Unternehmungen der Sowjetunion Frauen. In den Gewerkschaftsverbänden ist die Beteiligung der Frauen ebenfalls recht stark. In den Zentralkomitees der Gewerkschaften arbeiteten 1925 15,1 Prozent Frauen und 13,7 Prozent standen an leitender Stelle. In den Genossenschaften haben die Frauen einen bedeutenden Anteil an den Posten, nämlich 25 Prozent. Es gibt in Rußland keine besonderen Mädchenschulen, sondern beide Geschlechter werden von Anfang an zusammen unterrichtet. Um das sehr große Analphabetentum unter der weiblichen Bevölkerung zu verringern, gibt es auch zahlreiche Fabriksschulen, an denen die Arbeiterinnen in steigendem Umfang lernen. Im letzten Jahr haben 479 000 Frauen sich Kenntnisse im Lesen und Schreiben erworben. An den Hochschulen der Sowjetunion beträgt die Zahl der weiblichen Studenten 1926 33,2 Prozent. Auf dem Gebiet des Rechtswesens ist die Frau dem Manne ebenfalls gleichgestellt, und es gibt weibliche Staatsanwälte, Untersuchungsrichter und Verteidiger. Die Sowjetgesetzgebung kennt weder uneheliche Kinder noch uneheliche Ehen. Die Ehe wird entweder auf dem Standesamt eingetragen oder durch einfache Erklärung der Ehegatten zur Kenntnis genommen. Als Mindestalter für die Eheschließung sind 16 Jahre festgesetzt. Scheidungen erfolgen bei gegenseitiger Übereinstimmung durch das Standesamt, bei Uneinigkeit durch das Gericht.

Das glücklichere Geschlecht. Sind Frauen glücklicher als Männer? Diese Frage will Florence A. Kilpatrick zugunsten der weiblichen Beantworten, und zwar ist sie zu diesem Ergebnis gekommen, indem sie an verschiedenen verkehrsreichen Stellen Londons die Gesichter der Vorübergehenden beobachtete. „Beim Studium der Passanten in den Straßen“, schreibt sie, „habe ich beobachtet, daß das englische Gesicht meist ernst aussieht und nicht selten einen grimmigen Ausdruck zeigt. Ich mußte dabei an Thackerays Ausspruch denken: „Es ist so schwer, einem Engländer klar zu machen, daß er glücklich ist.“ Wenn man aber Fröhlichkeit auf den Zügen wahrnimmt, so ist das sehr viel häufiger bei Frauen als bei Männern der Fall. So beobachtete ich in Oxford Street 85 Vorübergehende und fand nur 4, die lächelten. Das waren alles Frauen. In Piccadilly konnte ich 10 glücklich dreinschauende Gesichter feststellen; davon waren 4 lachende junge Mädchen, 2 fröhliche Frauen, 1 strahlende weibliche Matrone, die augenscheinlich vom Lande war, 2 Jungen und 1 beglücklicht blickender älterer Herr. Auch an anderen Stellen war die Mehrzahl der lachenden und vergnügt blickenden Menschen weiblichen Geschlechts. Daß die Frauen das Leben von einer weniger ernsten Seite ansehen als die Männer, beweist ja auch die Statistik. Aus den letzten Ziffern über Selbstmorde geht hervor, daß 70 Prozent aller Selbstmorde von Männern ausgeführt werden. Ist aber das Lächeln auf den Lippen für das Glück im Herzen maßgebend? Ein japanisches Sprichwort sagt: „Männer lachen mit dem Herzen, Frauen nur mit den Lippen.“ Das lebhaftere, leichtere Temperament der Frauen verleiht ihnen vielfach ein freudigeres Aussehen; sie wissen den Kummer, der auch sie bedrückt, zurückzudrängen. Aber gerade in dieser Verdrängung der trüben Gedanken, in diesem leichteren Abschütteln der Sorgen liegt das größere Glück begründet, das man bei der Weiblichkeit findet. Wer ein Lächeln zur Schau trägt, wer sich mit autem Mut über die Unzulänglichkeit dieses Daseins hinwegsetzt, der ist schon auf dem besten Wege, zur inneren Heiterkeit zu gelangen, und so darf man getrost die Frauen das glücklichere Geschlecht nennen.“